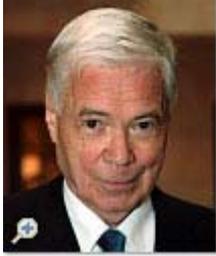


Die beglückende Allgegenwart des Baritons

VON GERHARD BAUER, 28.05.05, 07:03h



Dietrich Fischer-Dieskau

Kölner Musikfreunde haben den Sänger in allen Facetten und Formen seiner dienenden Kunstdemut kennen und lieben gelernt.

„Töne sprechen, Worte klingen“ ist der Titel eines Buchs von Dietrich Fischer-Dieskau, und in diesem Wortspiel ist bereits alles enthalten, was die Kunst dieses Sängers ausmacht: Dass es für ihn beim Singen den großen alten Streit um die Vorherrschaft von Musik oder Sprache, von Ton oder Wort eben, nicht gibt. Es gibt ihn nicht, diesen Streit - nicht in Produktion, und nicht in Bedeutung, Absicht, Resultat, Wirkung des Singens. Mit anderen Worten: Dietrich Fischer-Dieskau macht alles richtig.

Eine andere Erinnerung: Es gibt eine Schallplatte, aufgenommen 1948 in Berlin, auf der Dietrich Fischer-Dieskau und der Pianist Klaus Billing Schuberts „Winterreise“ interpretieren. Schon damals, in seinen frühen Zwanzigern also, ließ ein einfühlsam-wissender Sänger in einer Manier „Töne sprechen und Worte klingen“, die behaupten lässt: Der Apollo des 20. Jahrhunderts war vom Anfang an da, einzigartig und groß. Und auch heute, da er sich längst auch anderen Dingen widmet, singt diese Stimme ein ewiges Lied.

Eine zweite Erinnerung betrifft einen Fernsehfilm, in dem Fischer-Dieskau mit seiner Frau, der Sopranistin Julia Varady, einige schwierige Passagen probt. Probt? Da unterbricht einer nach jeder zweiten, dritten Note den Vortrag, feilt an Minimalnuancen von Emotion, Stil und Technik, nimmt dabei einen zunehmend besorgten, ja ängstlichen Gesichtsausdruck an. Da kümmert sich einer eben um die Musik, um jeden Ton und um jedes Wort, da kann einer ohne den drängenden Kunsternst keine Sekunde leben. Nicht den Bruchteil einer Sekunde.

Diese Probeszene ist in ihrer Unbedingtheit symptomatisch für das ganze Leben von Dietrich Fischer-Dieskau, für ein wahrhaft fanatisch-faustisches Leben. Man muss nicht viel erzählen aus diesem Leben, denn kaum eine Künstlerexistenz ist biografisch so vollständig erfasst und diskografisch so reich dokumentiert wie die Fischer-Dieskaus. Selbst wer nur sporadisch in Oper und Konzert geht, muss die Omnipräsenz dieses Sängers - und seit vielen Jahren auch des Dirigenten, Malers, Rezitators, Lehrers und Musikschriftstellers - in allen Sparten und Epochen spüren, eine Allgegenwart freilich, die beglückend in die Gewissheit entlässt, hier opfere einer der von Hofmannsthal erhobenen Überzeugung, dass „Musik eine heilige Kunst“ sei.

Man hat sich angewöhnt, in Fischer-Dieskau vor allem eine retrospektive Persönlichkeit zu sehen, den Bewahrer eines musikalischen Erbes. Zu dieser Einschätzung hat er zum Teil selbst beigetragen, als er sich schon als 60-jähriger nicht mehr dieser seiner Zeit zugehörig empfand; als er mancher kompositorischen Strömung zwar folgte, sie aber als ruinös erklärte; als er bekannte, in der - selbstverständlich schier exzessiv ausgeübten - Interpretation des Gegenwartsschaffen stärker einer Verpflichtung als einer Berufung zu gehorchen.

Selbst über Aribert Reimann, dessen Werk ohne den Uraufführungssänger Fischer-Dieskau (die Oper „Lear“ in Sonderheit) schwer vorstellbar ist, ließ „Fidi“, um nun endlich die

allgemein gültige Anredeform ins Gespräch zu bringen, als sarkastisch beargwöhnte Sätze fallen. Aber ein musikalisches Universalgenie, wenn dieser Terminus ausnahmsweise gestattet ist, darf das.

Die Kölner Musikfreunde haben Dietrich Fischer-Dieskau, der sich 1982 von der Oper, 1992 vom Singen überhaupt zurückgezogen hat, in allen Facetten und Formen seiner dienenden Kunst demut kennen und lieben gelernt. Wiewohl das mit der Liebe so eine Sache sein kann. Fischer-Dieskaus aristokratisch-herrisches Auftreten hat manchen erschreckt, und was Joachim Kaiser über seine Darstellung des Almaviva in Mozarts „Figaro“ feststellte, lässt sich auch auf Fidis Gesamtperson und -persönlichkeit übertragen, dass er nämlich mit der Reitpeitsche auf die Welt gekommen sei.

Zugegeben: Dietrich Fischer-Dieskaus Souveränität im Umgang mit Menschen, Gegebenheiten und Dingen eignet, darin ähnelt er sehr stark Pierre Boulez, etwas Einschüchterndes. Man kommt sich schmal vor, wenn dieser Enzyklopädist, Prophet und Orpheus ins Horn stößt, und denkt dann, der große Wissende könne doch mal auch was Populäres tun. Sich aus einer Kastanie ein Pfeifchen schnitzen. Oder derlei. Doch solche Sehnsüchte erfüllt Fidi ohnehin, und zwar in großer, herzlicher, bewegender Art. Wer's nicht glaubt, der höre sich an, wie er das Schubert-Lied „An die Leier“ singt. Und achte dort auf die letzte Zeile.